

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 304 (2021)

Artikel: Frauenwille
Autor: Gfeller, Simon
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-869389>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Frauenwille

Persönlichkeitsstärke ist keine Frage des Geschlechts. Das führt der Schriftsteller Simon Gfeller (1868–1943) in seiner Erzählung «Frauenwille» auf eindrückliche Weise vor Augen. Sie dreht sich um eine Bäuerin, die sich einem grausamen Kampf stellt.

In niederen Bauernstuben trifft man zuweilen Frauen, die wie Säulen an die Oberdiele ragen und auf ihrem Nacken das ganze Haus tragen. So eine aus zähestem Hartholz gewachsene war dem Kleinbauern Scherler seine. Wenn sie ruhig abgemessenen Schrittes die Strasse daherkam, hoch und straff aufgerichtet, mit herb geschlossenem Munde und kühlen, ernsten Augen, wichen die Kinder links und rechts aus, wurden plötzlich still und gafften ihr nach, als wäre sie eine Gestalt aus einer alten Sage.

Den klugen Erwachsenen fehlte zwar das Augenmass für das seltsam urtümliche Wesen dieser Frau; aber eine ungewöhnliche Kraft und Gesundheit des Leibes und Zähigkeit des Willens trauten auch sie ihr zu. Und dass sie damit nicht auf dem Holzweg waren, bewies die Folgezeit. Denn was geschieht?

Eines Tages kommt der Scherler ins Dorf gelaufen, ausser Atem, schweissnass, verstört.

«Wo brennt's? Wo brennt's?» fragen ihn neugierig Bekannte. «Nirgends. Die Frau auf dem Schragen. Bodenbösl!» Überraschte Mienen.

«Was, die und bresthaft! Eine, die aussieht, als wäre sie von Eisen und Stahl!»

«Halt in eine böse Luft gekommen!»

Und der Scherler rudert mit Armen und Beinen weiter. «In eine böse Luft gekommen? Dann freilich!» Einige meinen zwar, in solchen Fällen handle es sich einfach um eine Blutvergiftung. Andere wittern Hexerei im Spiel, und übernatürlichen Einflüssen kann selbst eine Scherlerin erliegen. Überhaupt, werden nicht just die Tannen vom Blitz gespalten, die am höchsten ragen?

Ein paar Minuten danach sprengt der Doktor zum Dorf hinaus, dass der Schnee, von den Hufen des Rosses aufgewirbelt, hoch in die Lüfte stiebt. Hinter ihm drein hastet und hustet der Scherler.

Eine Viertelstunde später steht der Doktor am Krankenbett und legt sich sofort hitzig in die Stränge.

«Wo? Zeigen!»

Die Scherlerin liegt da wie eine gefällte Eiche und wickelt wortlos ihren linken Fuss aus einem Umschlag heraus. «Herrgottsackerment!»

Die Knöchelgegend sieht aus wie eine riesige Blutwurst, die eben aus der Bratpfanne kommt. Braun, rot, blau, gelblich, grünlich — in allen Farben schillert die zum Platzen gefüllte Haut. «Warum habt Ihr nicht eher Bescheid gegeben?» schimpft der Doktor.

«Ist zu jäh gekommen. Gestern spürte ich noch kaum etwas davon. Ich bin selber auch erschrocken, als ich den Strumpf abziehen wollte und nicht mehr konnte!»

«Je nun, jetzt müssen wir halt schneiden, auspressen und einspritzen. Es ist die höchste Zeit.»

«So schneidet», sagt die Scherlerin nach kurzem Besinnen fest, und während der Doktor sein Etui auspackt und die nötigen Vorbereitungen trifft, schaut sie unverwandt zur Stubendecke empor. Dort stecken im Laden einige schwarzbraune Äste, an deren Rand der Hobel Holzfasern aufgerissen hat. Der grösste gleicht deutlich einer kleinen aufgeringelten Schlange mit erhobenem Kopf und scharfgespaltener Zunge. Ein anderer ähnelt einer Waage mit gleich hoch schwebenden Schalen. Und der dritte, ist das nicht ein krähender Hahn, der mit den Flügeln schlägt? Oder ist's ein Raubvogel, der mit einer Beute davonfliegt? Die Scherlerin kann's nicht unterscheiden. In einem fort starrt sie zu der Decke empor, als stehe dort oben ihr Schicksal aufgezeichnet.

Ein weinendes Mädchen bringt Wasserbecken und Handtuch.

«Willst du mir helfen?», forscht der Doktor.

«Geh hinaus und schliess die Türe», befiehlt die Scherlerin.

«Schnauzius Rapunzius», denkt der Doktor und brummt scheinbar aufgebracht: «Es sollte doch jemand zur Hand sein.» – «Ja, wenn der Mann da wäre. Aber dem Mädchen graust es. Und ich halt' schon dar.»

«Gut, das werden wir gleich sehen.»

Er geht ungesäumt ans Werk, und die Scherlerin hält ihm wirklich dar, wie ihm noch selten jemand dargehalten hat. Ein leichtes Zucken, wenn er schneidet, ein krampfhaftes Spannen des Knies, wenn er auspresst, das ist alles. Freilich, bleich geworden ist die Tapfere, der Schweiss bricht ihr aus allen Poren, und die hervortretenden Backenknochen verraten das Zusammenbeissen der Zähne. Aber aus ihren grauen Augen leuchtet ungebrochene Willenskraft, und nicht einen Wehlaut, nicht eine Träne presst ihr der Schmerz aus, obschon der Doktor nicht zimperlich angreift, um das Gift herauszubekommen. Musterhaft beherrscht sie sich; eine andere hätte gestöhnt, gewimmert, geschrien, und der Doktor weiss solche Standhaftigkeit zu würdigen. Wie Seidenwatte ist er geworden. Beim Abschied drückt er ihr fest die Hand, und den Hut setzt er erst draussen auf.

«Das ist eine Kernige – Herrgottsackerment», sagt er zum heimkehrenden Scherler und fügt bei: «Hoffentlich ist nun der Schlange der Giftzahn ausgebrochen.» Und der Scherler ist froh, das glauben zu dürfen.

Doch diesmal hat der Doktor zu früh Hoffnungsblümlein gesät. Jeden Tag spornt er sein Ross auf den Grat hinauf. Alle Mittel wendet er an. Immer düsterer wird seine Miene. Ein Höllengift muss in dem wunden Knöchel stecken; immer weiter frisst es um sich. Nur das letzte bleibt noch.

«Der Fuss muss weg!»

Hart und bestimmt fordert es der Doktor. Nicht länger kann er die Verantwortung tragen. Ferneres Zögern könnte den Tod bedeuten. Allein, nun stösst er mit dem Bohrer auf harten Fels. Ebenso entschieden entgegnet die Scherlerin:

«Der Fuss muss nicht weg, gesund werden muss er!»

«Und der Fuss muss weg! Oder er zieht den ganzen Leib ins Grab.»

«Entweder sinkt der ganze Leib ins Grab, oder der Fuss wird heil!»

«Fürchtet Ihr Euch vor der Operation?»

Darauf erwidert die Scherlerin nicht ein Wort. Sie sieht den Doktor nur gross an, bis er verlegen wird.

Der Doktor, ein sehr gewissenhafter und kenntnisreicher Arzt, aber ein Hitzkopf und an Zurechtweisungen nicht gewöhnt, flammt auf:

«Was soll man denn solcher Unvernunft gegenüber? In acht Tagen seid Ihr mausetot!»

«Ich will's drauf ankommen lassen!»

«So sei's! Zwingen kann ich Euch nicht!»

Achselzuckend brummt's der Doktor. Das Nachgeben kommt ihn verdammt hart an. Er versucht noch, sich hinter den Scherler zu stecken. Draussen vor dem Hause trifft er ihn.

«Der Fuss muss abgenommen werden, und sie will es nicht geschehen lassen. Redet ihr doch zu! Habt Ihr denn kein bisschen Gewalt über sie?»

«Gewalt über sie?»

Der Scherler ist keine Butter, die irgendeiner in ein Model streicht, und wegen eines bösen Stiers oder bissigen Hundes tut er nicht manchen Schritt nebenaus. Trotzdem zieht er jetzt den Atem lang und misst den Doktor mit einem Blick, in dem geschrieben steht: «Herr, unter Eurem Schädeldach nisten absonderliche Schwalben!» Und dem Blick schickt er die Worte nach:

«Ihr kennt sie nicht. Was sie will, das will sie! Da pfeift kein Wind dazwischen und nagt keine Maus ein Splitterchen davon ab.»

«Dann macht Euch aufs Schlimmste gefasst!»

Nun, in diesem Fall wagt der Scherler doch noch einen Versuch. Die Angst treibt ihn; sie treten nochmals ans Krankenbett, und der Scherler bröckelt hervor:

«Der Doktor meint, es müsse sein. Ich würde mich doch noch besinnen.

«Der Fuss ist mein!»

«Aber wenn's zum Sterben gehen sollte ...»

«So stirbt niemand für mich.»

«Wenn ich doch weiss und sage: Heilung ist ausgeschlossen!», mischt sich der Doktor drein.

«So weiss und glaube ich: Heilung ist möglich. Entweder mit beiden Füßen ins Grab oder unverstümmelt ins Leben zurück!»

«Gut, so setzt Euren harten Kopf durch. Mit der Behandlung will ich aber nichts mehr zu tun haben.»

«Das ist mir leid; ich habe nichts gegen Euch. Nur zwingen lasse ich mich nicht, und wenn Ihr mir nicht helfen wollt, hilft mir ein anderer.»

«Nun also – vielleicht kann er mehr als ich.»
Verdriesslich nimmt der Doktor Abschied. Er ist heilig überzeugt, dass sich die Dickköpfigkeit der Scherlerin rächen werde.

Nun folgt für die arme Frau eine Zeit schrecklicher Leiden. Unaufhörlich wühlt es wie mit Messern in der Wunde. Immer weiter frisst das Gift. Endlos dehnen sich die Tage und Nächte, schneckengleich schleichen die Minuten und Stunden dahin. Die Sorgenwalze drückt ihr schier Leib und Seele platt. Soll der Doktor doch Recht behalten? Jetzt gilt es, sich fest zu gürteln mit dem Panzer des Vertrauens. Die Zweifel stürmen an und spähen, wo sie eindringen können. Bange späht auch der Scherler, so oft er in die Stube tritt, in die Ecke, wo das Bett steht. Er kann es nicht verschweigen: «Du hättest doch auf den Doktor hören sollen!»

Die Frau gibt keine Antwort. Endlich hält's der Scherler nicht mehr aus. Ein frischer Arzt wird geholt. Auch er kommt zum Schluss, operieren wäre das Zuverlässigste; aber erzwingen will er es nicht. Nur stehen kann er für nichts. Unter diesem Vorbehalt übernimmt er die Behandlung. Der stille Kampf im Krankenzimmer geht weiter. Tagelang hängt der Waagebalken in der Schwebelage; an der einen Schale zerzt der Tod, in der andern ruht das Leben. Tiefe Furchen graben sich um den Mund der Frau; ihre Lippen dorren und spalten; auf den Wangen brennt das Fieber. Häufig wandern die Blicke hinauf zu den Astbildern an der Decke. Ach, wenn sich doch endlich eine Schale senken wollte, damit diese Pein ein Ende nähme! Und der heisse Wunsch geht endlich, endlich in Erfüllung. Der Arzt konstatiert nach eingehender Untersuchung erste Anzeichen leichter Besserung.

Die Todesgefahr scheint überwunden zu sein. Dafür droht eine andere: dauerndes Siechtum. Das Schicksal spottet über das Entweder-Oder der Scherlerin und auferlegt ihr just das, was sie vermeiden wollte. Schrecklicher als der Tod ist ihr das Los, als unnützer Mensch andern zur Last fallen zu müssen. Darum spürt ihre Seele keine Entspannung, trotzdem die Schmerzen erträglicher geworden sind. Wochenlang dauert die neue Qual, und die Länge verschärft die Strenge.

Seltsame Seelenzustände bemächtigen sich der Ermatteten. Augenblicke, in denen sie sich das kranke Glied mit einem Beil abhacken möchte, wechseln mit Augenblicken, in denen sie sich wegen ihres Wankelmutes verachtet. Stark sein, frei sein, tätig sein – erst jetzt weiss sie, was das für ein unermessliches Glück ist. Sehnsüchtig streckt sie ihre Arme danach aus und hadert mit dem Schicksal, das sie in der Krankenstube gefangen hält.

Oh, wie sie dieses Bett hasst, dieses schwächende Bett, das langsam an ihrem Lebensmark zehrt und den trotzigsten Willen aus ihrem Herzen zu reißen droht. Ist es nicht ein Unsinn, dass eine, die Karst und Hacke zu schwingen vermag, die mit Griffsparren und Stockerbeil ebenso gut umzugehen weiss wie mit Besen und Kuchenschüssel, eine, an der jede Faser nach fruchtbarer Betätigung schreit, wie ein Bündel Säcke in einem dunklen Winkel vermodern soll? Ist es nicht doppelt schwer für sie, die als wild aufwachsendes Küherkind in ihrer frohen Jugendzeit auf waldumsäumter Alpweide nacktfüssig mit Füllen und Rindern um die Wette sprang, wenn noch der glitzernde Morgentau an den blauen Enzianen hing? Oh, wenn sie doch ihren kranken Fuss in diesem Tau baden könnte, hinaus könnte in den harzduftenden Wald und an die liebe Sonne, es müsste besser werden!

Eines Tages, als sich wieder einmal alles in ihr aufbäumt gegen das faule Stillliegen, rutscht sie herunter von ihrem Schmerzenslager und tastet zum Fenster. Nur ein paar Schritte sind es, Schrank und Tisch dienen ihr als Stütze, dennoch kreisen ihr die Wände und Fenster, und sie bricht kraftlos zusammen. Ihr Mann will sie ins Bett tragen. Sie wehrt: «Nicht wieder zurück in die dunkle Ecke; zieht mir doch das Bett besser an die Helle! Ich muss mehr Licht und Luft haben.» Man willfahrt ihr, und ihr ist wohler.

Am Tage darauf befiehlt sie ihrem Jungen: «Geh in den Wald, brich mir einen Reckholder-schössling und ein paar Ästchen weisstannenes Kries!» Der Junge wundert sich, aber ans Gehorchen gewöhnt schiebt er sofort ab und holt einen ganzen Busch Zweige. Die Mutter streichelt sie mit den Händen, breitet sie auf die Bettdecke, stärkt Augen und Herz daran und saugt leise den würzigen Duft ein.

Von Stund an ist sie viel gefasster, und der Kleinmut ist aus dem Felde geschlagen. Schneeglöcklein und Weidenkätzchen künden ihr den kommenden Lenz an, und manchmal guckt ihr die Frühlingssonne auf das Bett und bleibt ein Weilchen bei ihr auf Besuch. Der Schnee schmilzt; die Äcker trocknen; die Scherlerleute gehen an die Arbeit. Die kranke Mutter lässt sich nicht pflegen, will niemanden versäumen, nur das Fenster hat man ihr geöffnet, um die lauwarne Frühlingsluft einziehen zu lassen. Wie sie nach einem Stücklein blauen Himmel ausspäht, fliegt der Haushahn aufs Fensterbrett, schlägt wuchtig mit den Flügeln und kräht, dass es der Scherlerin durch alle Glieder fährt. Aber sie nimmt's für ein günstiges Vorzeichen. Der Asthahn oben an der Decke, der faule Geselle, hält immer nur die Schwingen gereckt, aber den erlösenden Schrei ist er schuldig geblieben. Nun ist der lebendige Hahn an seine Stelle getreten und hat Viktoria gesungen mit voller Kraft.

Jetzt meint die Scherlerin: Die Leidensstationen sind überwunden. Zum zweiten Mal wagt sie, das Bett zu verlassen, denn übermächtig zieht es sie zum Fenster hin. Und diesmal zwingt sie's durch. Eine Stabelle muss ihr den siechen Unterschenkel ersetzen; sie stemmt das Knie aufs Sitzbrett, rückt mit Armkraft die Stabelle weiter und tritt mit dem gesunden Bein nach. Es ist ein schrecklich mühsames Gnippen und Nachhoppfen; gut, dass niemand ihre Schwäche sieht! Dafür lohnt nun der Blick ins Freie. Wie schön ist die Welt, verklärt im milden Glanz der Frühlingssonne! Im Sande baden und wälzen sich die Hühner.

Unter der Zeugstange sonnt und putzt sich die geflammte Katze, unermüdlich fährt sie mit dem Tätzchen hinters Ohr. Drüben am Rain blühen die ersten Goldköpfe des Löwenzahns. Eine Wunderwelt ist neu erwacht, nicht genug kann man sie schauen. Hart hält es die Scherlerin, sich von dem lang entbehrten Anblick zu trennen, aber endlich muss es sein, und sie sucht ihr Lager auf mit dem Trost im Herzen: «Ich werde mich doch durchschlagen und wieder arbeiten können.»

Von da an verlässt sie jeden Tag ein Weilchen das Bett, und die Spinnen und Fliegen bekommen zu spüren, dass sich die Hausfrau wieder regen kann. Nach einer Woche ist sie schon so weit, dass sie mancherlei leichte Hausgeschäfte besorgen kann, und nach einer fernerer Woche getraut sie sich bis in die Küche. Und nun erobert sie nach und nach alle Provinzen ihres ehemaligen Reiches wieder: den Keller, die Gaden, die Schweineställe und den Garten.

Und der kranke Fuss? Mit dem ist alles im Alten. Innen am Knochen nagt das Übel immer tiefer und entwickelt sich zu einem bösartigen und langwierigen Knochenfrass. Sie arzet mit Hausmitteln weiter, ohne die Hoffnung sinken zu lassen, und nie hörst du sie klagen. Nach einem Vierteljahr besorgt sie schon wieder die ganze Haushaltung, trotzdem sie nur auf einem Bein stehen kann. Ein Knie auf den Stuhl gestützt, kehrt sie die Stube. Mit dem Stuhl als Knieunterlage steht sie am Kochherd und an der Abwaschbank. Gleicherweise meistert sie den Brotteig in der Mulde. Mit dem Stuhl steigt sie in den Keller hinunter und holt eine sechslitrig Kachel voll Milch. Nicht einen Tropfen verschüttet sie. In der ausgestreckten Rechten die schwere Kachel, mit der Linken den Stuhl regierend, klimmt sie die steile Treppe empor. So trägt sie auch die gefüllte Schweinemelchtr zum Trog, so den Wasserkessel in die Küche. Abends ist sie freilich müde zum Nieder-sinken und erdenfroh über das Bett. Aber was tut das? Der Tag war kurz; der Haushalt klappt; die Messingkellen glänzen, die Fenster blinken, die Böden sind gefegt, und Herz und Gewissen der Frau sind unbeschwert.

Einmal reitet der Doktor vorbei und sieht sie mit ihrem Stuhl kutschieren. «Ginge es nicht leichter mit einem hölzernen Fuss?», sticht er sie an und zwinkert spöttisch. «Nein», ruft sie ihm nach, «den Stuhl kann ich wegstellen, wenn der Fuss wieder heil ist, den Holzfuss hingegen müsste ich behalten.»

Vorläufig ist jedoch der Stuhl noch nicht entbehrlich. Das Jahr geht um, zwei Jahre sind vorbei, fünf Jahre verflossen, die Scherlerin schleppt immer noch ihr Marterholz nach. Manchmal wird es ihr entsetzlich schwer. Wie gerne möchte sie einmal in die Predigt gehen! Jeden Samstagabend kämmt sie sich die Haare; denn was man am Samstag tun kann, gehört nicht in den Sonntag hinein. Klingen am Sonntag die Kirchenglocken, dann steht sie vor dem Hause, horcht und verrichtet ihr Gebet, still und unauffällig. Bedauert sie einer, so erwidert sie gefasst: «Ich fülle doch noch einen Platz aus.»

So geht's ins sechste, siebte und neunte Jahr hinein. Im zehnten Jahre kann die Scherlerin zum ersten Mal wieder auf dem Fuss stehen, und im elften stellt sie den Stuhl schon häufig beiseite. Was will der Knochenfrass ausrichten an so harten Knochen? Das Nagen verleidet ihm. Zelle um Zelle verheilt, vernarbt, und endlich ist die Wunde geschlossen, und im dreizehnten Jahr kann die Scherlerin Weg und Steg brauchen, so rüstig und unbesorgt wie ehemals. Die letzte Fessel ist gesprengt; nichts hindert sie mehr, ihrem Mann eine treue Gehilfin zu sein bei der Arbeit in Feld und Wald. Siegesstolz und auf gesunden Füßen marschiert sie allsonntäglich am Doktorhaus vorbei in die Kirche, und der Doktor brummt in den Bart:

«Sie soll den Nacken nur zäumen! Herrgottsackerment, ist das eine! Jetzt sag' ich nichts mehr!»

Ja, sie war eine, die Scherlerin, und nie hatte sie zu bereuen, dass sie ihrem Kopfe gefolgt war. Mehr als zwanzig Jahre ist sie nachher noch festen Fusses über die Erde gewandelt. Und wenn sie ruhig abgemessenen Schrittes die Strasse daherkam, hoch und straff aufgerichtet wie ehemals, mit herb geschlossenem Munde und kühlen, ernsten Augen, traten nicht nur die Kinder ehrfurchtsvoll zur Seite, auch die Grossen schauten ihr staunend nach.

Simon Gfeller, geboren 1868 in Trachselwald, war jahrzehntelang als Lehrer in Lützelflüh tätig, wo er 1943 verstarb. Daneben war er erfolgreich als Schriftsteller tätig. Neben seinen Zeitgenossen Rudolf von Tavel und Otto von Greyerz zählte er zu den erfolgreichsten Berner Mundartautoren des frühen 20. Jahrhunderts. Gfeller publizierte sowohl in Emmentaler Mundart als auch auf Hochdeutsch.